

DIE FÜNFZIGER JAHRE ERINNERUNGEN AN MEINE ERLEBNISSE 1950-60

Lorenz G. Löffler

Als ich von den Herausgeberinnen gefragt wurde, ob ich einen Beitrag zu der Festschrift leisten wolle, sagte ich nach kurzer Bedenkzeit zu. Ein Thema würde mir schon einfallen. Mir fiel jedoch nichts ein, außer meiner eigenen Geschichte. Ich muss dementsprechend bitten, meine Zeilen nicht als wissenschaftlichen Beitrag verstehen zu wollen, sondern nur als das zu nehmen, was der Titel andeutet: Erinnerungen eines ehemaligen Studenten und Absolventen an seine Erlebnisse vor rund fünfzig Jahren. Aber die genannte Zeit begann für mich nicht in Mainz. Ich sollte mich deshalb wohl erst einmal kurz vorstellen.

Heute emeritierter Professor der Universität Zürich, geboren 1930 in Thüringen, aufgewachsen zur Nazi-Zeit, Beginn eigenständigen Denkens während des Zweiten Weltkrieges, nach Kriegsende Ausbildung zum Hilfsarbeiter der städtischen Werke, naturwissenschaftliches Abitur 1949 (in der Frühzeit der DDR), erste Publikation (eine vom Herausgeber völlig umgeschriebene Zuschrift an die Universitätszeitung), anschließend (auf Grund meiner sehr guten Abiturnoten) zum Studium an der Universität Jena zugelassen.

Nachdem ich dort mit meinen schulischen Lieblingsfächern Mathematik, Physik und Biologie begonnen hatte, erregte ich am Ende des ersten Semesters das Missfallen des Mathematik-Tutors, da ich es nicht fertig brachte, die Gleichheitszeichen genau untereinander zu schreiben. Sein Urteil: „Sie werden nie ein guter Mathematiker“. Das sah ich ein, zumal mir der riesige Hörsaal nicht behagte, in dem man nur auf den vordersten Bänken sah, was der Professor an die Tafel kritzelte (was mir nie gelang), und so beschloss ich, etwas mir Angemesseneres zu studieren. Das war aber gar nicht einfach, denn für die Fächer an der philosophischen Fakultät hatte ich keine Zulassung. Was trotzdem blieb, waren Fächer, in denen der Numerus clausus nicht griff, da die Zahl der Studierenden zu klein war. Das waren klassische Archäologie und Romanistik. Ich wählte letztere, mit bis zu diesem Zeitpunkt drei neuen Studierenden, lernte in den drei Monaten der Sommersemesterferien mit meines Vaters Hilfe Französisch, schrieb eine Arbeit über Diderots *Dictionnaire philosophique* (insbesondere die Artikel über den vorderen Orient) und bestand damit die Zulassungsprüfung für mein neues Hauptfach. Als Nebenfächer belegte ich, was ich bereits zusammen mit Martin Gimm, einem ehemaligen Klassenkameraden (der neben Musikwissenschaft Philosophie und Medizin studierte) als „Freifächer“ begonnen hatte: „allgemeine Kultur- und Sprachwissenschaft“ bei Professor Hestermann und Sinologie bei Blomeyer, einem inzwischen fast tauben Dozenten, der nur noch zuhause unterrichtete und uns lieber Kisuaheli beigebracht hätte, das er selbst in seiner Jugendzeit, als er noch Schiffskapitän war, bei seinen Landgängen „ohne Schwierigkeiten“ gelernt hatte.

Hestermann war eine Koryphäe (er behauptete von sich, 108 Sprachen zu können, und stellte sein Können unter Beweis, indem er jedes Jahr alle Eintragungen ins Gästebuch der Leipziger Messe übersetzte). Uns Studenten stellte er vor die

Wahl, ob wir Akkadisch oder Sumerisch lernen wollten. Wir lasen schließlich eine Zeile pro Semester, mehr war nicht zu schaffen. Noch niederschmetternder erging es uns in seinem Kurs über australische (Verwandtschafts-) Klassensysteme. Hier kamen wir zu keiner einzigen Schlussfolgerung, da er die Zeit damit verbrachte, alle Namen anzuschreiben, und dies mit ständig brechender Kreide auf einer Tafel, die man nicht feucht abwischen konnte. Und so war das Beste noch seine Vorlesung über die Stämme Sibiriens, von denen wir allerdings nicht viel erfuhren, da er auch auf die Bewohner Westafrikas (Bornu war sein Lieblingsthema) sowie Südamerikas eingehen musste und uns nebenbei noch eine (auf eine Seite reduzierte) Grammatik des Spanischen beibrachte. Am Semesterende setzte ich mich mit einem Buntstiftkasten hin, um alle zusammenpassenden Themen zu unterstreichen und ins Reine zu bringen. Kurz: es ging etwas chaotisch zu, aber das Fach weckte meine Neugier. Jedoch: Literatur gab's nicht. Ich hatte bisher nur (eher zufällig und noch als Schüler) ein einziges „ethnologisches“ Buch gelesen, Wilhelm Wundts *Völkerpsychologie*, aber darin kamen weder australische Heiratsklassen noch sibirische Stämme vor.

Man sieht: ich hatte in einer (erst vor kurzem wieder eröffneten) DDR-Universität einen Schlupfwinkel gefunden, in dem man sich noch wie im Mittelalter fühlen konnte, bekam auch die besten Noten auf meinen Semesterbestätigungen und hätte mich eigentlich wohlfühlen können – wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, wirklich etwas zu lernen. Ich hatte zwar regelmäßig sechzig Wochenstunden im Programm (in meiner Studentenbude war's im Winter ziemlich kalt, die Wirtin heizte nur an Sonntagen), setzte dabei auch mein Studium der Biologie fort, aber ich hatte kein wirkliches Studienziel. Und dann griffen die staatlichen Aufsichtsbehörden ein. Eines Tages ließen sie einen Kommilitonen aus der Romanistik spurlos verschwinden, der uns berichtet hatte, die DDR, die offiziell jedem Krieg abgeschworen hatte, bilde wieder Soldaten an schweren Geschützen aus. Wir konnten und wollten das nicht glauben, aber er berichtete von den persönlichen Erfahrungen seines Bruders. Die Nachricht ging uns allen sehr nahe: Jemand musste sie weitergegeben haben, und schon wurde die undichte Stelle aus der Universität entfernt. Ich erinnere mich an den Tag meines Verhörs, das ich mir eingebrockt hatte, indem ich als damals wohl Sechzehnjähriger mit zwei anderen „Genossen“ eine Petition verfasst hatte, die sowjetische Besatzungszone aus ihrem Besiegtenstatus zu entlassen und sie hinfür als gleichberechtigten Staat in die Sowjetunion aufzunehmen. Da ich mich jedoch nur auf die Grundsätze Stalins und Lenins berief, konnte ich den Verdacht, ich sei ein von kapitalistischen Kreisen gesteuerter *agent provocateur*, genügend entkräften, so dass man mich mit einer gehörigen Verwarnung wieder laufen ließ. Den Kommilitonen aus der Romanistik hingegen sah ich nie wieder – und mir wurde das System unheimlich.

Auch Hestermanns Fach kam in Gefahr, da er auf den Fragebogen, mit dem er zur Darlegung seiner Lehrinhalte gezwungen werden sollte, nur schrieb: „Benutze die Kenntnisse, die ich mir im Laufe meines Lebens angeeignet habe“. Und die Frage, welche Zeitung er lese, beantwortete er uns gegenüber ungefragt mit der Bemerkung: „Keine. Da werde ich ja nur noch dümmer, als ich schon bin“. Schließlich beschloss ich, die Universität zu wechseln und beantragte (mit Hauptfach Romanistik) eine Umschreibung nach Berlin. Die wurde aber nicht genehmigt. Stattdessen erhielt ich (erst Mitte des vierten Semesters) eine solche nach Halle. Dort ging ich alsbald aufs Dekanat und sagte: Hier bin ich, möchte mich verspätet

anmelden, kann nichts dazu, passe mit meinen Studienfächern auch gar nicht hierher und bitte deshalb um ein Formular für einen neuen Umschreibungsantrag. In Halle war Schluss mit meinem Besuch von wöchentlich sechzig Stunden Vorlesungen, Übungen und Seminaren. Als Ersatz für die Chinesisch-Kurse (die gab's hier nicht) besuchte ich die Vorlesungen eines blinden Professors, der mit Hilfe von Dias chinesische Kunstgeschichte unterrichtete. Er projizierte immer gleich zwei Dias an die Wand, verwechselte (da blind) bei seinen Erläuterungen zwar gelegentlich rechts und links, aber das machte seine Vorlesungen eher interessanter, da man genau aufpassen musste. Ich beschloss also, hinfür Sinologie zu studieren und beantragte die Umschreibung nach Leipzig, um dort Schüler des damals berühmten Professors Erkes zu werden. Zu Semesterende musste ich allerdings erst einmal eine Prüfung in Marxismus ablegen, machte mich an die Lektüre des Marx'schen *Kapitals*, schaffte den ganzen ersten Band, schrieb wohlgenut meine Prüfungsarbeit zum Thema „Arbeiterschaft im Sozialismus“ – und fiel damit auf (weil ich zum Schluss kam, die Arbeiter würden einstweilen weiterhin ausgebeutet), wurde einbestellt und gefragt, wer mich denn in Jena unterrichtet habe. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich mir mein Wissen im Selbststudium beigebracht hätte, und musste mich belehren lassen, dass (in Halle) ein Selbststudium verboten sei, da dies leicht zu Fehlinterpretationen führen könne (wie sie in meiner Arbeit zu sehen seien). Man wolle die Jenenser Kollegen darauf hinweisen, meine Arbeit zwar als „mangelhaft“ benoten, aber mich einstweilen weiterstudieren lassen.

Ich bedankte mich für die Belehrung und gute Behandlung und konnte, da meinem Umschreibungsantrag diesmal rechtzeitig stattgegeben wurde, mein Studium im nächsten Wintersemester (1951/52, meinem fünften) in Leipzig fortsetzen, allerdings nicht wie beantragt mit Hauptfach Sinologie, sondern weiterhin mit Romanistik. Ich hielt dies für ein Versehen der Verwaltung, kümmerte mich einstweilen nicht weiter darum, behandelte Romanistik wie ein zweites Nebenfach und besuchte stattdessen alle Veranstaltungen der Sinologie sowie (so zu sagen „neu“ für mich, aber in Fortsetzung des in Jena bei Hestermann Begonnenen) der „Völkerkunde (und vergleichenden Rechtswissenschaft)“, hier vertreten durch die Professorin Eva Lips. Sie war von ihrem Mann, ehe er starb, beauftragt worden, seine Veranstaltungen weiterzuführen, und hatte damit jetzt nach seinem Tod praktisch die Nachfolge ihres Mannes angetreten. Da die Fakultät keinen Ersatz hatte, ließ man sie gewähren, stellte ihr aber einen Gastprofessor aus Moskau namens Tokarjew zur Seite. Und bei ihm erfuhr ich nun mehr über die Stämme Sibiriens als in Jena.

Jetzt wurde es ernst, vor allem in der Sinologie, wo Professor Erkes von einem Gastdozenten aus China unterstützt wurde, der Sprachkurse gab. Ich besuchte zwar auch die Kurse in Japanisch, Mongolisch und Tibetisch und lernte eifrig die neuen Sprachen, aber all das bestätigte mir nur mein Urteil, dass ich linguistisch nicht besonders begabt sei. Und so beschloss ich, lieber Völkerkunde zu meinem neuen Hauptfach zu erheben und unterhielt mich darüber mit Frau Lips. Die aber ließ mich wissen, dass ich da wohl kaum Chancen hätte, so wie sie selbst einst bei den Indianern Nordamerikas zu forschen, ja, überhaupt Forschungsgelder zu erhalten, es sei denn, ich wechselte den Studienplatz und schlosse mein Studium in Moskau ab. Dazu hatte ich aber wenig Neigung. Ich ging also dorthin, wo es ein kleines Guckloch in den Westen gab, die Deutsche Bücherei, in der man Einblick in die Vorlesungsverzeichnisse der westdeutschen Universitäten nehmen durfte.

Ausgehend von meinen bisherigen Vorkenntnissen entschied ich mich für Mainz, da dies die einzige Universität war, in der es im Fach Völkerkunde, vertreten durch einen Professor namens Adolf Friedrich, ebenfalls Veranstaltungen über sibirische Stämme gab. Aber was besagte ein Vorlesungsverzeichnis schon über die Umstände, unter denen ich dann studieren müsste? Es gab nur einen Weg, das herauszufinden: selbst hinfahren und sich erkundigen.

Nun gab es damals zwar noch keinen Grenzzaun zwischen der DDR und Westdeutschland, aber die Grenze durfte ein normaler Bürger nicht ohne Erlaubnis überschreiten. Also dachte ich mir mit Hilfe der Wanderkarten, die mein Vater reichlich besaß, einen Schleichweg aus und machte mich, ohne jemandem Bescheid zu sagen, kurz vor Ende des Wintersemesters an einem Sonntag früh morgens auf den Weg, gelangte an die Grenze und ging, nur mit einer Aktentasche als Gepäck, nichts Böses ahnend meines Weges, traf dabei aber bald auf eine einsame Baracke, in der Grenzsoldaten saßen. Ich wünschte ihnen einen „Guten Morgen“ und ging weiter, bis es einem der Grenzwächter, die sich wohl soviel unverfrorene Dummheit nicht vorgestellt hatten, dämmerte und er mir hinterherrief, das sei der falsche Weg. Ich verließ sofort seine Schusslinie, bog in den Wald ab und geriet alsbald an einen hohen Zaun, an dem ich, wie es mir schien endlos, weiterging, während es mir immer ungemütlicher wurde: Ich geriet ja von meinem eingeschlagenen Weg immer weiter ab. Als der Zaun dann doch endete, lag der Wald hinter mir, und vor mir erstreckte sich eine große Wiese, die sich gen Westen senkte. Nun ja, ich war offenbar im Westen und machte mich jetzt, unbehindert durch den Zaun, quer über die noch schneefreie Wiese auf in Richtung des einzig sichtbaren Dorfes und kam dort mit total verdreckten Schuhen an – aber es war das Dorf, zu dem ich wollte: Dort befand sich nämlich die Endstelle einer Zweigbahn. Die fuhr allerdings erst abends; und so ließ ich mich, froh, die erste Strecke geschafft zu haben, im einzigen auf dem Bahnhof stehenden Waggon nieder. Der füllte sich gegen Abend – mit lauter westlichen Grenzpolizisten, die sich darüber unterhielten, wen sie heute nun wieder geschnappt hätten. Mir wurde mulmig, und ich versteckte meine Füße mit den auffällig schmutzigen Schuhen so gut es ging unter dem Sitz. Aber die Polizisten hatten ihren Dienst hinter sich und nahmen von mir seltsamem Vogel, der ihnen doch eigentlich hätte auffallen sollen, keine Notiz.

Und so kam ich nach kurzer Fahrt, die mir aus Angst, doch noch entdeckt zu werden, endlos erschien, auf dem Bahnhof der Hauptlinie an, kaufte mir eine weitere Fahrkarte, und da stand auch noch ein Zug, den ich sofort bestieg – um erst nach der Abfahrt zu merken, dass er in die falsche Richtung fuhr. Es war erfreulicherweise nur ein Bummelzug, den ich an der nächsten Haltestelle wieder verließ, musste dort aber erfahren, dass am selben Tag kein Zug mehr in die Gegenrichtung fuhr. Und so machte ich mich wieder per pedes auf den Weg zurück zum Bahnhof, an dem ich eingestiegen war. Die Nacht stand bevor, und ich wusste nicht, wo bleiben; hatte ich doch mein Geld für die Fahrkarte ausgegeben. Ich versuchte deshalb, ob die Kirchentür offen sei – war sie nicht. Aber auf dem benachbarten Friedhof ließ sich noch ein Schuppen öffnen, in dem sich Heu befand. Ich war zwar nicht christlich erzogen, fühlte mich aber nicht abgeneigt, dem katholischen Gott dieses Ortes zu danken für all die Wohltaten, die er einem Ungläubigen wie mir erwiesen hatte.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Gelnhausen (bis dorthin reichte meine Fahrkarte), um meinen alten Freund zu besuchen, mit dem ich einst die Petition für den

Anschluss der Sowjetischen Besatzungszone an die Sowjetunion verfasst hatte, der dann aber vorzeitig aufgegeben und sich rechtzeitig „in den Westen“ abgesetzt hatte, und von dem ich mir weitere Hilfe erhoffte – und großzügig bekam. Er riet mir allerdings, erst einmal in Frankfurt nachzufragen: Das sei eine etablierte Universität mit einem bekannten Völkerkunde-Institut. Und so suchte ich am nächsten Tag Professor Jensen in Frankfurt auf. Der ließ mich lange warten, hörte sich dann aber doch mein Begehren an und antwortete darauf kurz und bündig: „Dann kommen Sie eben. Auf Wiedersehen“. Das war alles – mir aber zu wenig, und so machte ich mich alsbald auf die Weiterreise nach Mainz.

Professor Friedrich war erfreulicherweise auch zu sprechen, nahm sich mehr Zeit für mich, zeigte sich interessiert und antwortete mir: „Ich bin dagegen, dass Sie kommen, wir brauchen auch gute Leute im Osten“. Woher wollte er wissen, dass ich ein guter Wissenschaftler werden würde? Ich schöpfte also ob des unverdienten Vertrauensvorschlusses neue Hoffnungen und erklärte ihm, dass ich definitiv nicht in Moskau abschließen möchte, sondern in Mainz. Das sei die einzige Universität, an der ich dank seines Spezialgebiets meine bisherigen Kenntnisse nutzen könnte, und ich wolle so bald wie möglich abschließen, da ich über keine Mittel verfüge, mein Studium zu finanzieren. Wenn ich nicht nach Mainz kommen dürfe, wohin solle ich dann gehen? Professor Friedrich dachte nach und erklärte mir schließlich, er werde sich bemühen, mir eine Unterkunft (im Studentenheim) zu besorgen – nach einem Geldverdienst müsse ich mich allerdings selbst umtun, er könne mir nur die Gebühren für das kommende Semester vorschießen. Ich antwortete, das sei nicht nötig, wenn er mir nur freien Zutritt zu seinen Veranstaltungen lasse, bis zum Wintersemester hoffe ich dann, eine Verdienstmöglichkeit zu finden. Und so akzeptierte er mich einstweilen für das Sommersemester als freien (nicht eingeschriebenen) Hörer. Ich hatte eine neue, wenn auch noch sehr unsichere Zukunftsperspektive und machte mich auf den Rückweg, verabschiedete mich dankend in Gelnhausen und überquerte wieder die Grenze, diesmal ungesehen bei Nacht an einer geeigneteren Stelle, um noch vor Wochenende wieder in Leipzig zu sein.

Dort benahm ich mich allerdings eigensinnig. Die ganze Studiengruppe Marxismus-Leninismus bekam in der darauf folgenden Woche eine Verwarnung, weil sie nicht zur Prüfung erschienen war. Ich hatte bisher (wegen illegaler Abwesenheit) vom Prüfungstermin noch gar nichts erfahren, jetzt wusste ich ihn aber und beschloss daraufhin, mein unbeabsichtigtes Versäumnis wettzumachen und allen Drohungen zum Trotz ganz einfach ohne Entschuldigung nicht zu erscheinen. Kurz nach Semesterende (1952) verließ ich dann die DDR ein zweites Mal, wieder bei Nacht und auf dem mir von der ersten Rückreise bekannten Weg, fiel aber diesmal am nächsten Tag der Westpolizei in die Hände.

Die Quittung für mein Fernbleiben wurde, da ich nicht mehr erreichbar war, meinen Eltern zugestellt. Mir wurde mitgeteilt, ich sei wegen unerlaubten Versäumens eines Prüfungstermins unwiderruflich vom Studium ausgeschlossen worden. Ende meiner Ost-Karriere. Für meine Eltern kam die Nachricht nicht überraschend, ich hatte mich diesmal verabschiedet. Ich wusste, dass mein Vater das Unternehmen missbilligen würde, aber alles, was er mir sagte, war: „Du wirst ja wohl wissen, was Du tust“. Kein Wort über die für die Familie zu erwartenden Konsequenzen. In der Folge wurde mein Vater vorzeitig pensioniert, und meine Schwester erhielt keine Erlaubnis, an der Universität zu studieren.

Die Westpolizei sandte mich in ein Auffanglager – wie ich dort hinkäme, sei meine Sache, aber ich solle ja hingehen, sonst erscheine mein Name hinfort in der Fahndungsliste. Ich war kühn genug zu fragen, ob ich erst einen Freund besuchen dürfe, und als die Antwort „ja“ lautete, kaufte ich mir alsbald die Fahrkarte nach Mainz und fand (mit Hilfe des Zimmerangebots der Universität) zunächst Unterkunft in Budenheim (einem Dorf, das zwar etwas außerhalb lag, aber von der Universität aus noch zu Fuß erreichbar war), allerdings zum damals für mich hohen Preis von fünfundzwanzig Mark monatlich. Arbeit jedoch war so leicht nicht zu finden. Woher das Geld fürs Überleben nehmen? Ich begab mich am nächsten Sonntag unter Verwendung meines letzten Geldes wieder auf die Reise, diesmal nach Bad Kreuznach, wo ein alter Bekannter meines Vaters, ein Herr Krischer, als inzwischen pensionierter Studienrat zusammen mit seiner Frau und seiner Schwester, die als Ärztin ihr eigenes Geld verdiente, ein kleines Haus bewohnte. Die Adresse hatte mir meine Mutter gegeben, die Herrn Krischer wohl auch einen Brief geschrieben hatte, denn ich wurde als bisher Unbekannter relativ freundlich empfangen, bewirtet und schließlich, nachdem ich meine Situation geschildert hatte, mit dreißig Mark in der Tasche wieder entlassen. Zudem stellte mir Herr Krischer in Aussicht, sich nach Arbeitsmöglichkeiten für mich erkundigen zu wollen. Ich solle doch gelegentlich wiederkommen.

Was ich denn auch alsbald tat, da ich von den mir geschenkten dreißig Mark, nachdem ich von meiner monatlichen Miete zwanzig Mark abbezahlt hatte, trotz weitgehenden Verzichts auf Nahrung bald nicht mehr als die nötigen Fahrtkosten übrig hatte. Ich lief meilenweit umher und suchte Arbeit, aber keiner schien ein Interesse daran zu haben, einen arbeitslosen Studenten zu beschäftigen, und man konnte mir auch keine Adresse nennen, an die ich mich hätte wenden können. Ich wurde ans Arbeitsamt verwiesen, aber da wollte ich nicht hin, musste ich doch befürchten, dort wieder an die Polizei (auf deren Fahndungsliste ich jetzt eventuell stehen würde) ausgeliefert zu werden. Günstigstenfalls würde ich da nach vielen Verhören wieder in ein Flüchtlingslager eingewiesen, während ich doch studieren wollte, und unter dem Wort „Lager“ konnte ich mir als DDR-Flüchtling nur eine Art KZ vorstellen.

Herr Krischer befreite mich aus dieser Zwangslage: Er hatte, mit gutem Zureden, eine Stelle für mich gefunden, und zwar in Alzey, nur etwa dreißig Kilometer von Mainz entfernt, in einem Internat: Ich bekäme dort Unterkunft und Verpflegung und müsse dafür nur die Schüler bei ihren nachmittäglichen Schularbeiten beaufsichtigen und ihnen auch sonst mit gutem Rat beistehen. Ich erklärte mich sofort bereit, fuhr am nächsten Tag nach Alzey, stellte mich vor, erklärte, dass ich mir durchaus zutraue, die anstehenden Aufgaben zu erfüllen, zumal ich bei meinem Abitur in den naturwissenschaftlichen Fächern die besten Noten erhalten hätte, mit allen in der Schule gelehrt Sprachen vertraut sei und zwar auch mit Französisch, da ich das bisher an der Universität studiert hatte. Bei der weiteren Befragung nach sonstiger pädagogischer Befähigung gab ich an, dass ich in meiner Heimatstadt schon eine vierzehntägige Vertretung des Physiklehrers absolviert hätte – verschwieg dabei aber wohlweislich das Fiasko, das ich dabei erleben musste, indem sich die Schüler, statt mir zuzuhören, nach ihren eigenen Vorstellungen benahmen. Schließlich sollte ich hier ja keinen Unterricht erteilen, sondern nur den etwas zurückgebliebenen Schülern bei der Erledigung ihrer Schulaufgaben behilflich sein. Gefragt, wann ich die Stelle antreten könne, ant-

wortete ich: am liebsten sofort. Ich hätte nur eine Bedingung: während des kommenden Sommersemesters 1952 an zwei Tagen Veranstaltungen an der Universität besuchen zu dürfen, für die mir der Professor eine spezielle Zulassung in Aussicht gestellt hätte; ich übernehme die Aufgaben ja nur, um studieren zu können. Soviel an den Tag gelegter Eifer machte offenbar guten Eindruck, ich bekam die Stelle ab sofort, allerdings wurde mir pro Woche nur ein Tag Abwesenheit genehmigt. Ich akzeptierte auch das, reiste nach Budenheim zurück, kündigte am nächsten Tag mein Zimmer vorzeitig und durfte sogar die laut Vertrag noch ausstehenden fünf Mark Miete schuldig bleiben.

Im Schulgebäude von Alzey wurde ich zunächst in ein freies Bett im Schüleraal eingewiesen, dann besann sich der Schulleiter eines Besseren, und ich durfte in ein schmales, überhohes Zimmer einziehen, das zwischen dem Zimmer eines Lehrers und dem Schlafsaal der Schüler lag. Die nachmittäglichen Aufgaben erfüllte ich um so mehr mit Leichtigkeit, als die Schüler meiner Nachhilfe gar nicht zu bedürfen schienen. Stattdessen bat ich nach einer Eingewöhnungszeit die Schüler um Hilfe, indem ich sie fragte, ob einer mir helfen könne, die dreißig km nach Mainz und zurück an einem Tag so zurückzulegen, dass noch Zeit für den Besuch von Veranstaltungen in der Universität blieb. Ich hätte hier zwar Unterkunft bekommen und teile mit ihnen die Verpflegung, bekäme aber sonst keinen Pfennig. Und siehe da, einer der Schüler erbarmte sich und fragte mich, ob ich sein altes Fahrrad benutzen wolle. Ich nahm dankbar an und radelte einmal wöchentlich nach Mainz, besuchte die Veranstaltungen von Professor Friedrich, der mich hernach sogar gelegentlich einlud, das Frühstück, das er von Hause mitgebracht hatte, mit ihm zu teilen. Ich lehnte zunächst höflich ab, nahm dann aber doch dankbar an, da ich an diesen Tagen ja sonst nichts mehr zu essen bekam und mir auch sonst nichts kaufen konnte, was ich dem Herrn Professor zwar nicht mitteilte, was er aus den Bedingungen meines Unterhaltserwerbs, die er von mir erfragte, sich aber wohl mit der Zeit denken konnte, da sein mitgebrachtes Frühstück immer reichlicher wurde.

Im Gegenzug zu meinen Nachrichten erfuhr ich, dass auch er früher regelmäßig mit seinem Fahrrad von Hofheim nach Mainz geradelt war – und das war eine noch weitere und schwierigere Strecke als die von Alzey. Er war nicht verheiratet. Aber damit erschöpften sich unsere Gemeinsamkeiten auch schon, denn er wohnte noch zu Haus bei den Eltern, wollte auch nie Autofahren lernen und benutzte lieber die öffentlichen Verkehrsmittel. In unseren politischen Einstellungen kamen wir uns jedoch wieder nah. Ich glaubte noch an einen friedlichen Sozialismus, allerdings nicht den in der DDR praktizierten, er war Anhänger von Heinemanns Gesamtdeutscher Volkspartei, linksgerichtet und pazifistisch, allerdings für meinen atheistischen Geschmack zu christlich eingefärbt. Aber das war entschuldbar: Mein Vater war alter Sozialdemokrat, sein Bruder war Pfarrer.

Als Friedrich in einem seiner folgenden Semester es nicht schaffte, genügend russische Arbeiten zu übersetzen, um sie an die Studenten zum Referieren zu vergeben, bot ich ihm meine Hilfe an, hatte ich doch jahrelang Russisch-Unterricht über mich ergehen lassen, allerdings ohne je die geringste Neigung zu verspüren, darin mehr als das Nötigste zu lernen – jetzt tat ich es freiwillig und mit Freude und lernte in einem halben Semester mehr als in all den Jahren, jedenfalls soviel, dass ich vermeinte, meinem Professor bei der Übersetzung seiner ausgewählten wissenschaftlichen Artikel helfen zu können.

Aber so weit sind wir noch gar nicht, ich bin ja noch nicht einmal an der Universität ordnungsgemäß eingeschriebener Student, nur außerhalb der Regeln vom Professor zu seinen Vorlesungen und Übungen zugelassener Hörer, den er sogar einlädt, mit ihm das Frühstück zu teilen. Eigentlich ging's mir ja wieder mal beneidenswert – aber noch vor Semesterende ereilte mich das Unheil auf der Rückfahrt nach Alzey. Ich hatte noch nicht die Hälfte der Strecke erreicht, als das Fahrrad unter mir nachgab; ich stürzte, blieb aber unverletzt. Doch das verrostete Fahrrad hatte es erwischt: Die hintere Felge war auf halber Länge mitten entzwei gesprungen. Ich musste es also auf die Schulter nehmen und die letzten zwanzig km bis nach Alzey tragen, kam erst kurz vor Mitternacht an, fand aber noch Einlass, obwohl die Eingangstür eigentlich nachts abgeschlossen wurde. Am nächsten Tag gestand ich meinem bisherigen Wohltäter, dem Fahrradbesitzer, mein Unglück; der aber nahm die Nachricht auf die leichte Schulter: Sein Vater habe genügend Geld, um ihm ein neues Fahrrad zu kaufen oder zumindest die Reparatur des alten zu bezahlen. Ich müsse allerdings etwas Geduld haben.

Ich hingegen beschloss: So geht's nicht weiter. Ich musste eigenes Geld verdienen und wusste auch schon wo, hatte ich doch in der Universität einen Aushang gesehen: Bauer in Ittendorf (Bodensee) sucht Hilfe bei der Obsternte während der Ferienzeit. Monatslohn sechzig Mark. Endlich einmal wieder Obst essen, statt immer nur das Margarinebrot des Internats! Schnell, d.h. noch vor Semesterende, aufbrechen, eh mir ein anderer zuvorkommt! Die Frage war nur: Wie an den Bodensee kommen? Keiner der Schüler würde mir sein Fahrrad leihen, da er es in den bevorstehenden Ferien selbst brauchen konnte. Also ging ich zum lokalen Fahrradhändler und erkundigte mich nach den Preisen: Unter sechzig Mark war keines zu haben. Ich zählte mein verbliebenes Geld: Mehr als zwanzig Mark, die ich noch von meinem letzten Besuch in Kreuznach her besaß, kamen kaum zusammen. Also fragte ich den Händler, ob ich nicht auch auf Raten zahlen könne. Da die Antwort positiv war, tauschte ich meine zwanzig Mark gegen ein Fahrrad, anschließend bat ich die Schulleitung um vorzeitigen (unbezahlten) Urlaub, um Geld verdienen zu gehen, bekam ihn genehmigt, schwang mich am nächsten Tag frühmorgens auf mein Fahrrad und schaffte die ganze Strecke in zwei Tagen, die Nacht irgendwo im Freien verbringend.

Ich kann nicht die ganze Geschichte darüber erzählen, was mir damals wie ein erstes Geldverdienen erschien, was ich rückblickend jedoch als eine Übung in teilnehmender Beobachtung bezeichnen würde: Ich musste, unter klimatisch schwierigen Bedingungen (jede Nacht von Mücken geplagt), nicht nur eine mir fremde Sprache (lokales Alemannisch) in den Grundzügen erlernen, sondern mich auch an ein mir fremdes Denken gewöhnen, das mich vor große Verständnisprobleme stellte (u.a. arme Frauen, die Fallobst sammeln wollten, verjagen und gute, essbare Gurken auf dem Feld verfaulen lassen); verstehen, warum die Bauern schon zum Frühstück das tranken, was man in Mainz Äppelwoi nannte; warum die Briefträgerin einem den Inhalt der Briefe, die sie ausliefern wollte, schon von ferne zurief; warum der Bauer einen seiner Söhne studieren lassen wollte, und zwar den physisch und mental schwachen, der jeden Sonntag als einziger der Familie in die Kirche gehen musste, um dort zehn Mark zu spenden; warum der Knecht aus Oberschlesien mit Hochachtung behandelt wurde usw. Es genüge zu sagen, dass ich nach einem Monat nur vierundfünfzig Mark ausbezahlt bekam und daraufhin nach Mainz zurückradelte, um mir dort eine besser bezahlte Arbeit zu suchen.

Trotz meiner (meines Erachtens) verfrühten Rückkehr wurde mir in Alzey wegen „unerlaubter Überschreitung der Urlaubszeit“ die Stelle gekündigt, aber ich durfte noch ein paar Tage wohnen bleiben. Kaum, dass ich mein Fahrrad abbezahlt hatte, meldete sich bei mir (an meinem 22. Geburtstag) der Schüler, der mir sein altes Fahrrad geliehen hatte: Sein Vater bezahle die Reparatur leider nicht, ob er die zehn Mark von mir zurückbekommen könne? Ich gab sie ihm. Von meinem Verdienst als „bäuerliche Hilfskraft“ blieben mir jetzt noch ganze vier Mark.

Ich setzte mich auf mein (mir jetzt vollauf gehörendes) Fahrrad, fuhr nach Mainz und fand wundersamerweise auch alsbald eine neue Arbeit: als Hilfsarbeiter auf einer Baustelle gleich hinter dem Bahnhof, für etwa drei Mark pro Tag. Und auch eine neue Bleibe: in Mainz-Mombach bei einer alten Frau, die mir für zwanzig Mark monatlich ihr Wohnzimmer zur Verfügung stellte. Zum Waschen stellte sie mir einen alten Stuhl mit Becken und Kanne hinein. Die Wirtin brockte sich mit mir jedoch Schwierigkeiten ein, ich hatte mich zwar als Student eingemietet, arbeitete jedoch als Bauhilfsarbeiter und brauchte dementsprechend zum zweimaligen täglichen Waschen (nicht nur meiner selbst, sondern auch meiner regelmäßig stark verdreckten Schuhe) mehr Wasser, als sie vorausgesehen hatte. Zudem wollte ich schon frühmorgens das Haus verlassen, während sie noch mit dem Hausschlüssel im Bett lag, und sie begann zu jammern: „Ich hänn gedenkt, Sie seien'n Student!“ Zu ihrem Trost konnte ich ihr Ende des Monats wenigstens die Miete bezahlen.

Aber gleichzeitig bereitete mir die Firma ein Problem; sie verlangte nämlich einen Lohnausweis. Ich hatte keinen. Sollte ich halt auf das zuständige Amt gehen und mir einen holen. Als ich dies in Mombach tat, verlangte der zuständige Herr meinen Personalausweis: Ich legte ihm meinen DDR-Ausweis vor. Nein, das sei kein gültiges Ausweispapier. Ich hätte aber kein anderes, antwortet ich kleinlaut, befürchtend, dass er mich jetzt, nachdem ich Wohnung und Arbeit gefunden hatte und bald mein Studium wieder aufnehmen wollte, im Fahndungsbuch lokalisieren und in ein Lager einweisen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Er sagte nur: Na, dann müsse er mir halt erst einen neuen Ausweis ausstellen, und tat's auf der Stelle. Und so wurde ich im Herbst 1952 BRD-Bürger mit gültigem Personalausweis und einem Papier, das mich zum Lohnbezug berechtigte. Die Firma stellte mich dementsprechend als Hilfsarbeiter ein, und alles ging gut – bis zum November.

Die Zementfundierung des Neubaus war gelegt, und da ich nur ein Paar Schuhe hatte, die ich immer trug, hatten die Facharbeiter auch keine Gelegenheit gehabt, dem Herrn Studenten ihre Abneigung dadurch zu demonstrieren, dass sie ihm seine Straßenschuhe mit Zement ausfüllten. Jetzt wurde gemauert, und ich musste Ziegel vom Band nehmen und den Maurern zureichen. Da ich keine entsprechenden Handschuhe besaß, reichte ein Tag, um mir die Finger an den Backsteinen so wund zu scheuern, dass ich nicht mehr zugreifen konnte, und so wurde mir, bis ich mit den richtigen Handschuhen ausgerüstet wiedererscheinen würde, eine andere Arbeit zugewiesen, ich musste Bretter abladen helfen. Aber die wurden nicht regelmäßig, sondern nur schubweise angeliefert. Man musste also Pausen einlegen. Während einer solchen Pause kam ein Vorarbeiter vorbei, sah uns müßig herumstehen und schickte uns alsbald ins Lohnbüro, wo man uns entließ – man habe keine Arbeit mehr für Faulenzer. Mir war's eigentlich recht, es war

nämlich November und spürbar kalt geworden. So konnte ich stattdessen mein Studium wieder aufnehmen: Das Semester hatte ja bereits begonnen.

Ich hatte nur ein Problem: Mein verdientes Geld würde nicht bis zum Semesterende reichen. So wandte ich mich an Professor Friedrich, um ihn zu fragen, ob er einen Vorschlag habe, was ich jetzt tun sollte. Er schlug vor, dass ich ins Studentenheim umziehen sollte, da kostete die Monatsmiete nur zwölf Mark, das könne er für mich schon arrangieren, zudem könne ich in die Mensa essen gehen. Aber da das nur ging, wenn ich einen Studentenausweis besaß, d.h. an der Universität eingeschrieben war, schlug er vor, für mich die Einschreibgebühren zu zahlen. Ich lehnte dankend ab, doch wir einigten uns darauf, dass er mir die Gebühren verschoss.

So zahlte ich meiner Wirtin in Mombach, die froh war, ihren Plagegeist loszuwerden, noch für den angefangenen Monat eine halbe Monatsmiete und zog ins Studentenheim in ein Viererzimmer, wo es allerdings außer für die vier Betten, zwei Schränke und einen kleinen Tisch für die vier Bewohner fast keinen Raum mehr gab. Aber wir, ein Theologe, ein Mathematiker, ein Jurist und ich, arrangierten uns und blieben insgesamt fast zwei Jahre beisammen. Nachdem ich meine Geschichte erzählt hatte, stellte mir der Theologe seine Adresse zur Verfügung, ich teilte sie meiner Mutter mit und bekam in der Folge von ihr Päckchen und Pakete mit Nahrungsmitteln und Wäsche. Ich war ja ohne Koffer losgezogen und hatte mir bisher nichts Neues zum Anziehen kaufen können, trug also täglich dasselbe. Nun konnte ich wieder zu einem „normalen“ Leben zurückkehren und gelegentlich auch die Kleidung wechseln, ja sogar bei Bedarf einen Mantel anziehen. Das war zwar auf den kurzen Wegen vom Studentenheim zur Mensa und zu den Vorlesungen kaum nötig; aber ich bekam im Laufe des Wintersemesters 1952/53 auch noch eine neue Arbeit, wo ein Mantel schon von Vorteil war: als Nachtwächter im Dyckerhoffschen Zementwerk in Wiesbaden-Amöneburg. Der Lohn betrug zehn Mark pro Nacht, ich arbeitete je nach Absprache mit den zwei Kollegen, die die restlichen Nächte wachten, etwa jede dritte Nacht, erhielt so pro Monat etwa hundert Mark. Das reichte für die Finanzierung meines Studiums – bis zum Abschluss. Dann allerdings musste ich die Stelle abtreten an einen anderen Studenten der Völkerkunde; es war eine Stelle, auf die dem Institut ein bevorzogter Zugriff zustand.

Wer mir zu dieser Stelle verhalf, war kein anderer als Professor Friedrich. Und dies nachdem ich mir eine andere Förderung, die er mir angedeihen lassen wollte, nämlich durch die Deutsche Studienstiftung, gründlich verpatzt hatte, indem ich die Aufnahmearbeit im sozialistischen Geist geschrieben hatte. Friedrich nahm die Schuld, mich nicht genügend vorinformiert zu haben, auf sich und bot mir stattdessen diese Nachtwächterstelle an. Er hatte sie allerdings nicht selbst von der Firma Dyckerhoff zugestanden bekommen, die Firma war an der Völkerkunde oder der Förderung ihrer Studenten gar nicht interessiert. Sie war ihr durch einen, heute würden wir sagen, Ethnobotaniker und -prähistoriker in einem Gerichtsprozess abgerungen worden. Dr. Boß hatte einst Forschungen in Südafrika durchgeführt, war dann heimgekehrt und hatte sich in Wiesbaden niedergelassen, wo er sich als Meteorologe, Organist und Weinhändler betätigte. Er war unverheiratet und hielt sich als Wohnungsgefährtin eine Gans, die jeden Besucher als unerwünschten Eindringling behandelte und hinausbiss. In seinem Garten zog er Erdbeeren, die die benachbarten Dyckerhoff-Werke jedes Jahr bis zur Ungenieß-

barkeit mit Ruß und Zementstaub eindeckten. In der Folge prozessierte er gegen das Werk, das den Prozess verlor – aber keinen Luftreinigungsfilter einbauen ließ (so was gab's damals vielleicht noch nicht), sondern ihm eine Gegenleistung in Geldform anbot. Er verlangte daraufhin eine Stelle im Werk, nicht für sich (er war reich genug), sondern für arme Studenten. Das Werk stellte eine ihrer Nachtwächterstellen zu Verfügung, die vom Erdbeerzüchter dann dem Institut für Völkerkunde der Universität Mainz zur Besetzung freigegeben wurde.¹ Und so kann ich dem edlen Stifter nur noch danken, dass er auf seine Erdbeeren verzichtete und mir im Gegenzug meinen Studienabschluss ermöglichte. Ich habe mich in dankbarer Erinnerung als ehemaliger Biologiestudent während meiner Professorenzeit bemüht, auch die Ethnobotanik (sowie die Prähistorie) zu fördern, muss aber zugeben, dass es mir nicht gelungen ist, beide als feste Teilgebiete des Ethnologiestudiums zu etablieren.

Man mag sich fragen, wie ich es schaffte, nachts Kohlen- und Zementhaufen zu bewachen und tagsüber zu studieren. Nun, ich musste nicht die ganze Nacht über wach bleiben, sondern nur alle zwanzig Minuten einen Rundgang machen und die Stechuhren bedienen und konnte zwischendurch auf einem Schaufelstiel balancierend (der einfache Boden war zu dreckig, und im Maschinenraum war es zu laut) ein Nickerchen machen. Solange es nicht regnete, ging das ganz gut; aber bei Regen musste ich mir halt notfalls acht Stunden lang die Ohren volldröhnen lassen, so dass ich am Morgen fast taub war. Angesichts des mangelhaften Schlafes konnte es freilich nicht ausbleiben, dass ich in den Vorlesungen einnickte, aber ich hatte noch genügend Kontrolle über mich, um mit geschlossenen Augen alles, was ich hörte, zu verarbeiten und das Resultat alsbald leserlich niederzuschreiben. Herr Professor Friedrich, der mich gelegentlich noch zu seinem Frühstück einlud, bemerkte dabei: „Na, Löffler, heute haben Sie aber mal wieder geschlafen“, und ich antwortete: „Stimmt, aber nur äußerlich, ich habe nämlich Ihre ganze Vorlesung mitgeschrieben“ und wies das Ergebnis vor. Nachdem er sich zwei, drei Mal davon überzeugt hatte, dass ich wirklich alles mitgeschrieben hatte, tolerierte er meine geschlossenen Augen während der Vorlesung (noch heute falle ich gelegentlich scheinbar in Schlaf, wenn ich jemandem aufmerksam zuhöre).

Doch irgendwann musste ich meinen Schlaf ja nachholen, am besten gleich nach der Nachtwache. Im Studentenheim war das kaum möglich, die Zimmergenossen nahmen zwar größtmögliche Rücksicht, aber sobald ich fest eingeschlafen war, kamen die Putzfrauen und stießen mit ihren Besen und Schrubbern (in guter Absicht) so oft an mein Bett, bis ich wieder aufwachte. Also musste ich einen anderen Ort suchen, an dem ich schlafen konnte. Das Institut verfügte erfreulicherweise über einen Kellerraum, in dem noch dazu ein Feldbett stand. Nur kam man da am frühen Morgen, wenn ich von der Arbeit zurückkam, nicht hinein, weil das Haus noch abgeschlossen war. Doch der Keller hatte ein schmales Fenster über der Erdoberfläche, und in dem Fensterglas war ein Loch, durch das man die Hand stecken konnte, gerade weit genug, um den Fensterverschluss vom innen zu öffnen, so dass man sich anschließend in den Keller hinuntergleiten lassen konnte. Ich wusste nicht, wer dieses Loch angebracht hatte, und sprach auch mit niemandem

1 Laut Prof. E. W. Müller hatte Dyckerhoff eine Tochter, die nicht nur Ethnologie studierte, sondern zudem noch einen Ethnologen, den Altamerikanisten Professor Hanns Prem, heiratete.

über seine Existenz, aber ich benutzte es, um vor Tagesbeginn, d.h. bevor das Universitätsgebäude geöffnet wurde, unbeobachtet in den Keller zu gelangen, auf dem Feldbett meinen Schlaf nachzuholen und anschließend den Keller ganz regulär durch die Eingangstür wieder zu verlassen. Der Keller diente mir etwas mehr als zwei Jahre später noch ein zweites Mal: zum Deponieren meiner Habseligkeiten, eh ich auf Feldforschung ging. Als ich nochmals zwei Jahre später zurückkam, fand ich alles (außer dem Feldbett) wieder vor – trotz Fensterscheibenloch.

Aber ich greife vor, darum zurück zur Geschichte von 1953. Ich hatte vorerst ausgesorgt, wohnte im Studentenheim, verdiente mein Geld als Nachtwächter und war Professor Friedrichs eifrigster (und wie er meinte) bester Student. Neben mir gab es selbstverständlich noch ein paar andere Studenten und Studentinnen und auch einen Assistenten. Er sei zuerst erwähnt: Dr. Nachtigall. Er hatte eine Feldforschung in Südamerika gemacht und ein dickes Buch darüber geschrieben, das gerade erschienen war. In seinem Zimmer lagen immer die Neueingänge für die Bibliothek, die in ihrer Gänze die Wände des Seminarraums füllte. Außer diesen beiden Räumen besaß das Institut nur noch einen Raum für den Professor. Eine Sekretärin gab es nicht. Die Aufgaben einer Bibliothekarin musste der Assistent übernehmen, war dadurch aber in keiner Weise überlastet, da der Institutsetat klein war. Nur gelegentlich gab es ein neues Buch, Dr. Nachtigall ließ sich Zeit mit der Registrierung, und so betrachtete ich die Neueingänge immer schon in seinem Zimmer. Dabei vergrämte ich ihn dadurch, dass ich seiner neuen Publikation keine Aufmerksamkeit schenkte und auf Rückfrage erklärte, dass ich sie nicht für so wichtig gehalten hätte. Seine Nachfolge in Mainz trat Dr. E. W. Müller an. Als ich in Mainz zu studieren begann, blieb mir dieser Herr Müller allerdings noch fremd, da er sich gerade auf einer Feldforschung in Afrika befand. Von ihm wird später noch die Rede sein.

Erst einmal zu meinen Kommilitonen. Der älteste war Will Goll, der 1955 promovierte. Der wahrscheinlich nächstälteste war Paul Simsa aus Bad Kreuznach, den man allerdings nur selten zu Gesicht bekam, da er sein Geld mit dem Erproben und Einfahren von neuen Motorrädern verdiente und später zum Herausgeber der Zeitschrift *Motor und Sport* avancierte. Dann ist zu erwähnen „das Nölle“, eine Studentin aus Wiesbaden, die von sich reden machte, als sie einen Darmverschluss hatte. Nachdem sie eine Stelle in Wiesbaden erhalten hatte, verlor ich sie aus den Augen. Die Nebenfächler, sie kamen meist von der Prähistorie, lasse ich unerwähnt. Man sieht: keine besondere Leistung für mich, vom Professor favorisiert zu werden – hätte es da nicht noch einen weiteren Studenten gegeben, Jürgen Zwernemann, der mir den Rang hätte ablaufen können. Aber wir traten nicht in Konkurrenz, er interessierte sich nämlich für Westafrika, nicht wie ich, Friedrich folgend, für Asien. Er promovierte ein Semester vor mir, wurde später Kurator und Mitherausgeber der Zeitschrift *Tribus* am Linden-Museum in Stuttgart und schickte mir immer Bücher, die ich für *Tribus* besprach und dann behalten konnte.²

Und dann gab's im Sommersemester 1954 noch einen Neuzugang, Helga Schröder aus Mecklenburg, eine lebenslustige Studentin, die mir den Kopf verdrehte. Anschließend bekam sie kurz hintereinander zwei Töchter – nicht von mir, sondern von einem Herrn Uplegger, mit dem sie sich, während die in Unwissen-

heit gelassenen Kommilitonen noch zwischen Mitleid und Tadel schwankten, unbemerkt verheiratet hatte. Helga ließ sich wieder bald von ihm scheiden, um einen vormaligen Studienkollegen ihres Mannes, Volker Venzlaff, zu heiraten. Zu ihren Kindern aus erster Ehe und einem Sohn aus der zweiten Ehe adoptierten sie zwei weitere. Wer nun meint, damit sei sie genug beschäftigt gewesen, täuscht sich gewaltig: sie studierte nämlich Orientalistik im Nebenfach, qualifizierte sich darin und wurde schließlich die erste Professorin für Orientalistik in Mainz. Aber damit bin ich schon wieder der Zeit vorausgeeilt, nämlich in die sechziger Jahre, in denen ich Mainz schon verlassen hatte.

Während meiner Studienzeit kam noch ein weiterer Student hinzu (der später Professor in Frankfurt wurde): Wolfgang Lindig. Er hatte bereits in den USA zu studieren begonnen und verdiente sich sein weiteres Studium, indem er US-amerikanische Truppenstützpunkte in Deutschland besuchte, um dort, neben Bierkrügen, vor allem Namensschilder zu verkaufen, die die ranghöheren Soldaten und Offiziere auf ihre Tische stellen konnten. Das Geschäft lief gut, nur musste er dazu mobil sein und schaffte sich alsbald einen VW an. Er wurde mein Freund und nahm mich gelegentlich mit auf Reisen. Ihm verdanke ich meine erste Reise nach Norditalien, auf der wir im März 1955 auch Gandria besuchten, einen malerischen Touristenort an der Tessiner Grenze (von dem ich jetzt fünf Kilometer entfernt wohne).

Noch schreiben wir Anfang des Jahres 1954, in dem ein wichtiges Ereignis am Institut stattfand: Dr. Erika Sulzmann kehrte mit ihrem Assistenten, Ernst Wilhelm Müller, den wir alle bald nur noch Ewe nannten, aus dem Kongo zurück. Frau Sulzmann hätte das ganze Institut beschäftigen können: Ich zum Beispiel half der neu angestellten Fotolaborantin im Keller beim Entwickeln der vielen Fotos, auf denen man ohne spezielle Behandlung kaum etwas erkennen konnte – handelte es sich doch um Aufnahmen von Leuten schwarzer Hautfarbe im dunklen Wald (oder in dunklen Häusern).

Vor allem musste ich mich aber um mein Studium kümmern. Ich brauchte ja ein neues Nebenfach. Am liebsten hätte ich Soziologie genommen, aber das ging nicht, wie mir der zuständige Dozent, Professor Mühlmann erklärte, denn Soziologie konnte man damals in Mainz nur im Hauptfach studieren. Und was könne man dann damit anfangen? Nun, zum Beispiel eine Stelle am statistischen Bundesamt in Wiesbaden finden, meinte der Dozent. Aber danach stand mir nicht der Sinn. Dann könne er mir nur anbieten, seine Vorlesungen und Übungen sozusagen als „Freifach“ zu belegen – was ich dankbar akzeptierte, allerdings in der Folge kaum nutzte, da sich die Fortsetzung meines Sinologiestudiums als zeitaufwändig erwies. Die Dozentin, Dr. Victoria v. Winterfeldt, wollte nämlich nur Studenten, die das Fach ernsthaft betrieben. Also hielt ich bei Frau von Winterfeldt verbissen durch und schrieb dabei unter anderem eine Abhandlung über Zhuangzi. Eh ich in die Prüfung ging, legte sie mir ein Stück aus dem Buch *Lunyu* vor, das ich lesen und übersetzen sollte, was mir aber ohne Fehler nicht gelang, so dass sie mich anschließend aufforderte, den Text nochmals anzuschauen – was ich aber nicht tat, da ich mir dachte, dass sie mich in der Prüfung mit einem weiteren Text konfrontieren würde. Tat sie aber nicht, sondern legte mir den gleichen *Lunyu*-Text wieder vor, und ich machte beim Übersetzen die gleichen Fehler, bestand aber die Prüfung trotzdem. Hernach ging ich nochmals zu der Dozentin und entschuldigte mich für meine schlechte Leistung, indem ich ihr sagte, dass ich ein solches Entge-

2 Vgl. den Beitrag von Jürgen Zwernemann in diesem Band.

genkommen nicht erwartet hätte. Sie antwortete, dass sie trotzdem zufrieden sei, da ich mich bisher ernsthaft bemüht hätte.



11 Wilhelm E. Mühlmann mit Frau, flankiert von Adolf E. Jensen (links) und Hermann Trimborn (rechts) Sommersemester 1952, Schloss Johannisberg

Soviel zur Sinologie. Daneben brauchte ich aber noch ein neues Nebenfach. Ich wählte, statt wie damals üblich Prähistorie, physische Anthropologie, zumal der Fachvertreter, Professor Falkenburger, seine Lehrinhalte auch an den Interessen von Studenten der philosophischen Fakultät orientierte, das heißt vorwiegend Paläoanthropologie, gedacht für Prähistoriker, unterrichtete. Im Frühjahr 1953 tat er ein Übriges: Er plante für seine Studenten eine Exkursion nach Paris zum Besuch des Musée de l'Homme. Ich konnte mich dazu aber nicht anmelden, da ich keinen Pass,

sondern nur einen Personalausweis besaß. Da kam mir der Professor zu Hilfe, indem er für mich einen Brief an die Behörde schrieb, demzufolge die Exkursion für mich zur Pflicht erklärt wurde, für die ich dringend einen Pass brauche. Mit diesem Brief ausgerüstet, marschierte ich auf das Passamt und legte meinen mir in Mombach ausgestellten Personalausweis vor. Der genüge allein nicht, man brauche auch eine Geburtsurkunde, wurde mir geantwortet. Die könne ich leider nicht beschaffen, ich sei Ostzonen-Flüchtling, ob sie nicht an meiner Statt die Geburtsurkunde aus meinem Heimatort anfordern könnten? Nein, das ginge nicht, da könnten sie wohl lange auf eine Antwort warten. Aber ich würde den Pass doch bald benötigen. Das universitäre Gesuch stimmte sie dann um: Ich bekam meinen Pass auch ohne spezielle Geburtsurkunde und wurde so zu einem normalen westdeutschen Bürger, der mit seinem Pass sogar die DDR wieder besuchen konnte, vorausgesetzt nur, man erteilte ihm dort eine Einreise- und Aufenthaltsbewilligung.

Und im nächsten Jahr musste ich schon wieder zum Musée de l'Homme fahren, um die nur dort zu findende Literatur einsehen zu können, die ich für meine Dissertation brauchte. Wie ich zu einem solchen Thema kam? Es fing ganz harmlos an: Ich übersetzte für Professor Friedrich einen russischen Artikel, in dem der Verfasser, V. Vasiljew, von den „bekanntesten Beziehungen“ zwischen dem Bärenfest in Nordostasien und dem Büffelfest in Südostasien sprach. Da Friedrich auch über Rinderfeste in Südostasien eine Vorlesung gehalten hatte, fragte ich ihn, um was für Beziehungen es sich hier handele. Er gestand mir, er wisse es nicht, und riet mir, mich doch selbst mal um die Büffelfeste zu kümmern, das heißt die Literatur dazu zu lesen; was ich auch alsbald tat. Viel fand ich allerdings nicht, die Institutsbibliothek hatte ja nur einen bescheidenen Umfang und befand sich erst im Aufbau. Material über Indochina fehlte fast völlig und zwar, wie sich bei Nachfragen bald herausstellte, auch an den angeschriebenen anderen deutschen Völkerkun-

deinstituten und Universitätsbibliotheken. Ich berichtete Friedrich über das Scheitern meiner Bemühungen. Um weiterzukommen, müsse ich schon nach Paris fahren können, das aber könne ich mir finanziell nicht leisten. Friedrich beschloss, mich reisen zu lassen, und besorgte mir dazu eine kleine finanzielle Unterstützung.

Ich bekam von Professor Friedrich den Auftrag, ihm die Ergebnisse meiner Nachforschungen schriftlich vorzulegen, und zwar noch vor Ende des kommenden Sommersemesters 1954, da er ab Wintersemester auf Forschungsreise in den Hindukusch gehen und mich mitnehmen wolle. Ich müsse aber zuvor mein Studium abschließen. Damit war klar, ich hatte, nach nur drei regulären Studiensemestern in Mainz, ein Dissertationsthema und musste die Arbeit jetzt in weniger als drei Monaten vorlegen. Den einst angestrebten Vergleich zwischen Südost- und Nordost-Asien stellte ich einstweilen zurück. Es war mir nämlich klar geworden, dass sich die „bekanntesten Beziehungen“ entweder auf Äußerlichkeiten beschränkten oder sich auf das Verwandtschaftssystem bezogen: In beiden Räumen orientierte sich die Heiratsordnung an der „gens triplex“-Struktur. Das traf allerdings nicht für Indochina zu. Doch da ich das Material dafür in Paris gesammelt hatte und Professor Friedrich, im Gegensatz zu mir, sich nicht sonderlich für Verwandtschaftssysteme interessierte, konzentrierte ich mich vorerst auf die Rinder- und Büffelfeste. Zum Schreiben durfte ich die Maschine des Instituts benutzen und zwar auch über Nacht, da ich sonst die Arbeit nicht geschafft hätte, und bekam dafür einen Schlüssel, mit dem ich mir zu jeder Zeit Zutritt zum Institut verschaffen konnte.

Also schrieb ich holterdiepolter drauflos und legte meine Ergebnisse kapitelweise Professor Friedrich vor. Schwierig wurde es gegen Ende, als ich vor dem Problem stand, der damaligen Lehrmeinung gemäß ein gemeinsames Weltbild zu konstruieren und dieses möglichst auch noch mit nordasiatischen Vorstellungen in Verbindung bringen sollte. Professor Friedrich sah Parallelen, die ich nicht erblicken konnte, ja, die ich für verfehlt hielt – aber ich gab nach, denn ich war ja auf sein Wohlwollen angewiesen. Dafür baute ich noch ein paar chinesische und altmexikanische Parallelen ein, und so kamen schließlich über 200 Schreibmaschinenseiten zusammen, die zwar noch dringend der Überarbeitung bedurft hätten, die Friedrich aber zum letztmöglichen Termin auch in der Rohfassung annahm und mit „magna cum laude“ benotete. Eine bessere Note könne er mir nicht geben, erklärte er mir, da er selbst nur mit dieser Note abgeschlossen habe: dafür müsse ich ihm schon beweisen, dass ich mehr wüsste als er, und das konnte ich nicht. Im Gegenteil: Während der mündlichen Prüfung kam es zu einer Panne, da ich ihm seine Frage, bis auf welche Höhe der Yak in Tibet herabsteige, nicht beantworten konnte. Den Grund konnte ich ihm hinterher erklären: Seine Vorlesung über Tibet hatte ich nicht gehört, da er sie gehalten hatte, noch bevor ich in Mainz war. Er entschuldigte sich dementsprechend für sein Nachbohren in dieser Frage.

Meine mündliche Prüfung in Anthropologie hingegen verlief ohne Schwierigkeiten, und so konnte ich mich am Ende meines neunten Semesters als Dr. (des.) bezeichnen; neuntes Semester deshalb, weil mir die in der DDR absolvierten fünf Semester, obwohl ich andere Fächer studiert hatte, offiziell anerkannt wurden. Allerdings fehlt mir der erforderliche Nachweis, dass ich bei Schulabschluss auch das große Latinum bestanden hatte. Ich erklärte wahrheitsgemäß, dass ich nichts von einem großen Latinum wisse, dass ich in der Schule aber von der vierten bis zur zwölften Klasse Lateinunterricht gehabt habe. Auf meine Frage, ob das reiche,

wurde es erfreulicherweise als Nachweis akzeptiert, verschwieg ich doch wohlweislich, dass der Unterricht nach Kriegende nur noch aus ein bis zwei Wochenstunden bestanden hatte, in denen wir nicht Cicero im Original, sondern nur zum Beispiel Max und Moritz in lateinischer Übersetzung gelesen hatten.

Schwierig wurde es erst, als ich mich vor die Aufgabe gestellt sah, den Professoren ein Festmahl, das im Wesentlichen aus gutem Wein bestehen sollte, auszurichten. Eine Studentin, Irm Lang, kam mir zu Hilfe. Sie hatte am gleichen Tag wie ich die Prüfung bestanden, und zwar in Soziologie mit Nebenfach Völkerkunde. Sie wusste, wo es guten und trotzdem billigen Wein gab und übernahm alle Vorbereitungen. Sie wohnte nicht allzu weit von der Universität entfernt in Finthen und konnte die Professoren Friedrich, Mühlmann und Rapp privat zu sich einladen. Professor Rapp habe ich noch nicht erwähnt: Er war von Haus aus Theologe, hielt aber auch am Völkerkunde-Institut Veranstaltungen ab, an denen auch ich regelmäßig teilgenommen hatte. Rapp durfte bei keinem völkerkundlichen Fest fehlen. Und das kleine Privatfest bei Irm Lang wurde zu einem vollen Erfolg: Der Weinkenner Rapp lobte die Qualität des Weines und der sonst eher zurückhaltende Professor Mühlmann sprang am Schluss sogar über den Gartenzaun. Mit Irm Lang verband mich hernach eine lebenslange Freundschaft. Zu mehr ließ sie es, zuvor von einer großen Liebe bitter enttäuscht, nicht kommen. Auch sie begab sich im folgenden Jahr auf Feldforschung, nach Brasilien, und ertrank bei einem Versuch, ein Kind aus den Fluten des São Lorenzo zu retten. Da ich zu dieser Zeit selbst auf Feldforschung war, erbot sich Wolfgang Lindig, meinen Briefwechsel mit Irm dem Zugriff ihrer Angehörigen zu entziehen; ich lehnte dankend ab.

Mit Lindig verband mich die bereits erwähnte Freundschaft, die sich im Gefolge meines Studienabschlusses herausbildete. Ansonsten brachte mir der neue Titel zunächst nur Nachteile. Ich musste, da ich ja nun kein Student mehr war, sowohl meine Wohnung im Heim räumen als auch meine Stelle als Nachtwächter aufgeben. Professor Friedrich stellte mir als zeitweiligen Ersatz eine Hilfsassistentenstelle am Seminar zur Verfügung, die mit hundert Mark pro Monat dotiert war. Das hieß aber zunächst, mit weniger Geld auskommen, da ich mir ja eine eigene Unterkunft suchen musste. Ich zog zu einer Bäuerin nach Hechtsheim, die mir zwar nur einen Verschlag mit Klapptür zum Schlafen zur Verfügung stellte, aber auch die volle Verpflegung anbot, zum Gesamtpreis von sechzig Mark monatlich. Die Vollpension konnte ich allerdings nur eingeschränkt benutzen, da ich ja tagsüber in der Universität sein wollte. So langte ich halt morgens und abends um so kräftiger zu, damit ich mittags nichts zu essen brauchte. Mit den verbleibenden vierzig Mark kam ich so einigermaßen hin. Das ging so lange gut, bis mein Moped mir den Dienst versagte. Moped? Ja, eines Tages wurde mir in der Universität mein Fahrrad gestohlen; ich verschaffte mir Ersatz, indem ich mir vom Dach des Fahrradabstellplatzes ein altes herunterangelte, das da unbenutzt und deplatziert herumlag. Als auch dieses verschwand, erstand ich das billigste Moped, das ich bekommen konnte, um schneller zur Arbeit (bei Dyckerhoff) fahren zu können, und stieg dort damit prompt in der Achtung des Nachtportiers. Meiner Bäuerin in Hechtsheim war das Ding allerdings eher zuwider, da ich es immer wieder auf ihrem Hof reparieren musste. Als ich es nun endgültig zur Reparatur bringen und zwischenzeitlich die Tram benutzen musste und deshalb kein Geld mehr hatte, die fällige Miete zu bezahlen, platzte ihr der Kragen und sie kündigte dem Herrn Doktor, der sich zuvor schon zu ihrer Enttäuschung als „Evangelischer“ entpuppt

hatte. Ich schien die Eigenschaft zu haben, meine Wirtinnen immer zu enttäuschen, fand jedoch in Hechtsheim eine neue Bleibe, sogar mit eigenem Zimmer für „nur“ vierzig Mark im Monat und zufällig ganz in der Nähe von Lindig, so dass wir uns nun häufiger sahen. Da ich jetzt zusätzliche Ausgaben fürs Essen hatte, wurde es allerdings, im ersten Jahr nach der Promotion, etwas schwieriger für mich, über die Runden zu kommen. Ich hatte zwar immer noch meine Stelle als Hilfsassistent, aber aus meiner Expedition in den Hindukusch war nichts geworden.

Als weitere Teilnehmer an der Deutschen Hindukusch-Expedition hatte sich Professor Friedrich auserkoren: Dr. Buddruss als Linguisten und Dr. Jettmar als prähistorisch interessierten Völkerkundler, der in Wien eine Ausbildung bei dem damals hoch geachteten und viel zitierten Professor Heine-Geldern absolviert hatte. Ich hatte zwar eifrig an den Vorbereitungen teilgenommen (die weniger in wissenschaftlichem Lernen bestanden als vielmehr im Sortieren und Ausprobieren dessen, was uns die mit Bettelbriefen angeschriebenen Firmen zur Verfügung stellten): Als jüngster Teilnehmer wurde ich nun aber ausgetauscht gegen Peter Snoy aus Frankfurt, der eigentlich auserwählt war, Dr. Kauffmann aus Freiburg zu begleiten. Bei einer medizinischen Untersuchung wurde nämlich festgestellt, dass Snoy Tuberkulose gehabt hatte, und da sei ein Hochgebirgsklima wohl besser für ihn als die feuchtwarmen Tropen.

Ich wurde also gefragt, ob ich, statt mit Professor Friedrich in den Hindukusch zu gehen, Kauffmann nach Hinterindien begleiten wolle. Und ob ich wollte! Alle Standardwerke über die Naga hatte ich mit viel Interesse gelesen, wusste auch, dass es im Osten und Süden der von ihnen besiedelten Gegend noch viele unerforschte Gebiete gab. Die Bewohner des Hindukusch hingegen waren mir fremd geblieben, und ich hatte eigentlich wenig Interesse an ihnen. Außerdem nahm ich zu Recht an, dass mir das Klima und die bewaldete Landschaft auf den Bergen Hinterindiens weit mehr zusagen würden als die kargen Steinwüsten im Hindukusch. Dr. Kauffmann war es gleichgültig, wen er von den jungen Nachwuchskräften, die er beide nicht kannte, unter seine Fittiche nehmen konnte. Für ihn war die Hauptsache, mal wieder Geld für eine Forschung zu erhalten. Und so blieb der einzige Nachteil für mich, dass ich noch ein Jahr in Mainz warten musste. Das nahm ich gerne auf mich, zumal Dr. Helmut Petri aus Köln 1955-56 die Lehrstuhlvertretung übernahm. Petri hatte in Australien geforscht, so dass ich jetzt meine Kenntnisse über die Verwandtschaftsklassensysteme der australischen Stämme einbringen und verbessern konnte.

Außerdem hatte ich jetzt Zeit, ein paar kleine Artikel zu verfassen und meine Dissertation zu vervielfältigen. Da noch kein Druckzwang bestand, benutzte ich dazu die damals üblichen Wachsmatrizen. Den Text einigermaßen schreibfehlerfrei zu schreiben, machte zwar ziemliche Mühe, und beim Abziehen der Matrizen rissen einige entzwei, aber schließlich schaffte ich es doch, die nötige (geringe) Anzahl Exemplare abzuliefern, wenn auch auf billigstem Papier gedruckt, aber mit von mir selbst gezeichneten Karten und kopierten Abbildungen versehen, woraufhin ich im Sommersemester 1955 die offiziellen großformatigen Doktoratszeugnisse vom Rektor überreicht bekam.

Und dann war es soweit: Dr. Kauffmann lud mich ein, mit ihm in Paris bei einem in Armut lebenden Kunstmaler aus Kalkutta Bangla (Bengalisch) zu lernen. Kauffmann konnte zwar noch einiges Nagamese (die Umgangssprache der Naga, wenn sie Assamesisch sprachen), aber er befürchte zurecht, dass er damit in sei-

nem neuen Forschungsgebiet nicht durchkommen würde. Es sollte nämlich nicht wieder zu den Naga gehen (deren Gebiet war für Ausländer gesperrt), sondern zu den Bewohnern Tripuras, über die es bisher fast keine ethnographischen Nachrichten gab und die in ihrer Mehrzahl in einem eigenen Staat in Assam (Indien) wohnten, sich als Minderheit aber auch in den Chittagong Hills Tracts (Pakistan) befanden. Kauffmann hatte an beide Regierungen ein Gesuch um Forschungserlaubnis gestellt. Als Lingua Franca bot sich Bangla an. Unser Lehrer, den er nach langem Suchen gefunden hatte, wollte uns allerdings partout Sadhu-bhasa, das Bangla der gebildeten Schichten, mit Hilfe von Texten von Robindronath Thakur (Tagore) beibringen, wir aber wollten Cholit-bhasa, die Umgangssprache, lernen. Da wir den Sprachunterschied nicht kontrollieren konnten und das einzig verfügbare Lehrbuch sich ebenfalls am Sadhu-bhasa orientierte, waren der Realisierung unseres Wunsches enge Grenzen gesetzt. Als wir dann „im Feld“ waren, stellte sich heraus, dass wir mit dem gelernten Bangla nahezu nichts anfangen konnten.

Grenzen setzte aber auch Indien, das Kauffmanns Gesuch mit einer glatten Absage beschied: Die Forschungen führe man bereits selbst durch. (in Wahrheit blieb Tripura unerforscht: Es gibt noch heute außer den Zensusberichten keinen ethnographischen Bericht). Pakistan hingegen stellte uns eine Genehmigung, allerdings nur für die südlichen Hill Tracts, in Aussicht. Das hieß Umorientierung und Einlesen in die wenige verfügbare Literatur. Doch Kauffmann hatte auch hierfür vorbildlich vorgesorgt, so dass ich mich gleich der Lektüre widmen konnte, sobald wir nach Freiburg in seine Wohnung zurückkehrten, um auf die Abfahrt des Schiffes zu warten. Kauffmann hielt es nämlich für total verfehlt, sich in einem Satz mit dem teuren Flugzeug dem Forschungsgebiet zu nähern. Die billigere Schiffsreise auf einem Frachter hingegen erlaubte einem die Eingewöhnung in das Klima und bot zudem die Gelegenheit zu Stadt- und Landausflügen von den wichtigsten Handelsplätzen Indiens aus. Die Reise dauerte jedoch länger als vorgesehen, weil der Frachter jeweils etwa eine Woche warten musste, bis er Einfahrtserlaubnis in die überfüllten Häfen bekam. Anfang Dezember (Anfang Oktober hatten wir uns auf die Reise begeben) kam die „Deutsche Chittagong Hills Expedition“ schließlich in Chittagong an.

Von der Feldforschung werde ich hier nicht berichten, auch nicht von den Problemen, zu denen es „im Feld“ zwischen Kauffmann und mir kam. Es genügt zu sagen, dass die Verhältnisse gar nicht mehr dem entsprachen, was er sich mit seinen Erfahrungen aus der britischen Kolonialzeit vorgestellt hatte, so dass ihn gelegentlich die Wut auf die pakistanischen Verhältnisse packte, die er laut genug äußerte, um ihm einen Landesverweis einzubringen. Er akzeptierte ihn, zumal er sich in Madras eine Elephantiasis-Infektion zugezogen hatte, die man am lokalen Hospital nicht kurieren konnte. So ließ er mich ab April 1956 allein zurück – und ich fühlte mich erleichtert, seinem wohlgemeinten Tutorat entzogen zu sein.

1956 erreichten mich die Nachrichten von zwei Todesfällen: Irm Lang starb in Brasilien und Professor Friedrich in Westpakistan. Ich beschloss, meines Förderers und meiner Freundin beraubt, lieber bei den Mru in den südlichen Chittagong Hill Tracts zu bleiben, als nach Europa zurückzukehren. Hatte ich doch schließlich die Anerkennung der Bevölkerung meines Dorfes derart gefunden, dass sie, als ich ihnen im nächsten Jahr trotz sparsamster Haushaltsführung mitteilen musste, dass meine finanziellen Mittel zu Ende gingen, bereit waren, mir als ihrem medizinischen Helfer den Lebensunterhalt zu finanzieren. Doch im September 1957 zwan-

gen mich lokal eingefangene Krankheiten (vor allem Amöbendysenterie) zur Rückkehr. Vor der Abreise wollte ich mich noch in Rangamati, dem Hauptort der Chittagong Hill Tracts, abmelden, brach aber auf dem Rückweg vom Scheißhäuschen auf dem Rasen zusammen und wartete geduldig auf meinen Tod. Doch eh er eintrat, fuhr's mir durch den Sinn: Was sollen die armen Leute mit meiner Leiche anfangen? Sie werden nur Scherereien mit der Polizei bekommen. Das darf ich ihnen nicht antun! Kroch also auf allen Vieren zurück ins Bett – und wachte am nächsten Morgen „gesund“ wieder auf. Weniger als fünfzig Kilo wiegend landete ich schließlich, auf Umwegen versteht sich, im Tropenhospital in Tübingen, wo man übrigens, neben einer latenten Malaria, auch eine rezent überstandene Rippenfellentzündung feststellte, die meiner Aufmerksamkeit ganz entgangen war.

Eh ich hospitalisiert wurde und anschließend Ende 1957 nach Mainz zurückkehrte, fand noch der Jahreskongress der deutschen Völkerkundler statt, auf den mich Kauffmann, der mich wieder bei sich aufgenommen hatte, gründlich vorbereitete, weil ich ein Referat halten sollte und wollte. Allerdings holte mich beim Besteigen des Rednerpultes meine Vergangenheit wieder ein, indem mir die Hose meines besten Anzuges, der noch aus der DDR stammte und den ich seit der Verleihung des Dokortitels nicht mehr getragen hatte, von meinem abgemagerten Körper rutschte. Beim Herabsteigen musste ich meine Hose umso fester halten, als Professor Baumann zu mir kam, um mich zu fragen, wozu sie (und ich) denn Völkerkunde studiert hätten, wenn ich ihnen jetzt einen mit Mathematik gespickten Vortrag zumutete? Man werde sich meinen Namen wohl merken müssen. Er kannte mich (und offenbar auch meine Vorgeschichte) allerdings schon von Mainz her, wo ich seine Gastvorlesungen besucht hatte, jetzt hingegen musste ich ihm die Antwort auf seine Frage schuldig bleiben. Ich konnte ihm ja schlecht sagen, dass meine Zumutung an die Hörer die Anforderungen an Schüler der vierten Volksschulklasse nicht überstieg. Und mir wurde bewusst, dass meine Erfahrungen während der Feldforschung mich der deutschen Völkerkunde endgültig entfremdet hatten. Sie schien mir jetzt hoffnungslos antiquiert, und ich wandte mich von ihr ab.

Umso erfreulicher war für mich, dass Professor Mühlmann 1957 in Mainz den Lehrstuhl übernommen hatte und jetzt etwas Neues, das er Ethnologie nannte, unterrichtete. Er war Professor für Ethnologie mit der zusätzlichen Venia für Soziologie. Professor Mühlmann hingegen schien weniger erfreut, dass sich Friedrichs Lieblingsschüler in seine Obhut begeben wollte, hatte ich es doch einst schmählich versäumt, seiner Einladung zu folgen und, statt Völkerkunde bei Friedrich, Soziologie bei ihm zu studieren. So empfand ich es jedenfalls, als er mich nach meinem ersten Vortrag über meine Forschungen zurechtwies. Hatte ich doch, im Einklang mit „meinen“ Mru (von Kauffmann ganz zu schweigen) an den herrschenden Bangali und ihrer Unterdrückung und Ausbeutung der Mru kein gutes Haar gelassen. Professor Mühlmann hingegen befand, das sei schlechte, weil mit Vorurteilen beladene Ethnographie, die er so nicht akzeptieren könne. Wahrscheinlich hatte er im Prinzip ja Recht, aber ich empfand mich, mitsamt den Mru, missverstanden und konnte nur froh sein, nicht auf sein Wohlwollen angewiesen zu sein, da ich jetzt zur Ausarbeitung meiner Ergebnisse ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) erhielt.

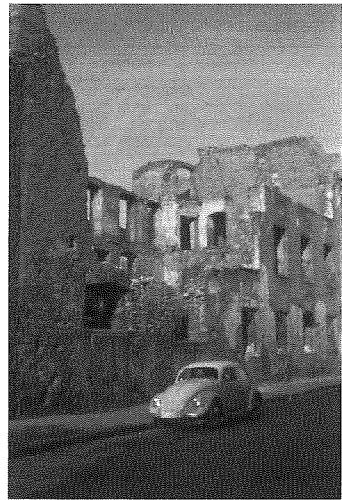
Mit einer raschen Ausarbeitung meines Materials tat ich mich jedoch schwer. Ich wollte, obwohl ich alle Daten dazu hatte, keine herkömmliche Monographie schreiben. Ich wollte vielmehr die Sicht der Mru auf ihre eigene Gesellschaft und Kultur zum Ausdruck bringen. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurde mir bewusst, dass ich es nicht fertig bringen würde, diese Sicht angemessen ins Deutsche zu übersetzen. Wie schade, dass ich nicht bei den Mru geblieben war und das Risiko eines vorzeitigen Todes auf mich genommen hatte! Was konnte ich hier, in dieser verlogenen Welt mit fehl geleiteten Daten, schon für mich erwarten?

Ich fühlte mich (im Herbst 1958) in meiner Haut nicht mehr wohl und konnte nicht mehr schlafen, weil es mich überall juckte, die Medizin, die mir verschrieben wurde, linderte die Beschwerden nicht, verstärkte sie eher, und ich begann, nachts ziellos durch die Straßen zu laufen. Eines Tages bekam ich einen Fieber-Anfall, suchte meine alten Tabletten hervor, konnte sie aber nicht mehr einnehmen, weil ich dermaßen zitterte, dass das Wasser mir immer wieder aus dem Glas schwappte. Schließlich kam mir meine Wirtin zu Hilfe, indem sie das Glas hielt und mich trinken ließ. Ich fiel ins Bett und schlief sofort ein. Nach wenigen Stunden wachte ich wieder auf und verließ kurz darauf, zur Verwunderung meiner Wirtin, die schon einen Arzt bestellen wollte, putzmunter, so als sei nichts geschehen, das Haus. Das war mein erster Malaria-Anfall, weitere, die mich dann aber

nicht mehr überraschten, sollten folgen. Mein Verlangen, in die Chittagongberge zurückzukehren, erfuhr einen kleinen Dämpfer, und ich begann mich damit abzufinden, wieder in Mainz sein zu müssen. Meinen Fotoapparat, der mir von der Expedition her verblieben war, benutzte ich jetzt, um die zerbombten Überreste der Mainzer Innenstadt und von Mainz-Kastel zu dokumentieren.

Diese Ruinen entsprachen meiner unterschweligen Gemütslage, hatte ich doch bei den Mru erlebt, wie eine eigenständige, relativ stabile Kultur jetzt in zunehmenden Maße den Angriffen der alles beherrschenden Bengalen zum Opfer fiel, während die Menschen (ob der ausgelaugten Böden) nicht mehr genügend zu essen hatten. Rettung war nicht in Sicht. Nachdem ich ihnen (bzw. meinen Informanten) klar gemacht hatte, dass es nicht in meiner Macht

12 Mainzer Impressionen, 1958



stand, die Engländer wieder ins Land zu rufen, hatten sie mir all ihr Wissen, sofern ich nur danach fragte, anvertraut, doch jetzt stand ich da und fühlte mich unfähig, es meinen Landsleuten zu vermitteln. Mir ging es finanziell zwar gut, aber als ich mir zum ersten Mal einen Karnevalsumzug anschauen wollte (ich wohnte jetzt mitten in der Stadt), bildete ich nur eine so traurige Figur am Straßenrand, dass ein Hamburger mir auf die Schulter klopfte und mich aufforderte: „Komm, lass uns nach Hause gehen“. Aber ich war nirgendwo mehr zu Hause.

Nach einigen Vorarbeiten näherte ich mich zwar auch den Mru wieder an und begann deren Verwandtschaftssystem zu beschreiben, aber insgesamt schaffte ich nur ein Fragment von etwa 400 Seiten, ehe mir die DFG, nach einer Verlängerung

des Stipendiums um ein Jahr, Ende 1959 den Geldhahn zudrehte. Die 400 Seiten blieben unveröffentlicht, da sie nur etwa die Hälfte meiner Forschungsergebnisse umfassten. Die Bearbeitung des Restes musste hinfert warten, bis ich wieder Geld – und Zeit – haben würde. Primär musste ich mich nach einer neuen Geldquelle umtun. Anfang 1960 fand ich eine auf zwei Monate befristete Aushilfsstelle am Völkerkunde-Institut in Bonn. Meine Aufgabe bestand darin, die im Keller ungeordnet eingelagerten Sammlungsgegenstände unter das Dach zu transportieren, sie mit Nummern zu beschriften, zu katalogisieren und schließlich in den neuen Glas-kästen auszustellen. Die meiste Zeit verbrachte ich unter dem Dach, so dass am Ende der Zeit nur ein paar unidentifizierbare, weil von den Motten total abgefressene Federquirle und ein paar Stöcke, aus denen ich keine weiteren Sammlungsgegenstände mehr rekonstruieren konnte, übrig blieben – und es für mich keine Arbeit mehr gab.

Dann kehrte ich nach Mainz zurück und ging aufs Arbeitsamt, das sich aber in meinem Fall für unzuständig erklärte: Als Promovierter sei ich „selbständig“, und wenn ich da nichts verdiene, habe ich halt das Falsche studiert, da könne man mir auch nicht helfen. An ein Zweitstudium, ich dachte an Wirtschaftswissenschaften, in denen ich mich zwischenzeitlich schon zwei Semester lang weitergebildet hatte, war ohne Geld auch nicht zu denken. Und mich an Herrn Professor Mühlmann zu wenden, ging meines Erachtens auch nicht. Ich hatte mich zwar weiterhin bemüht, seine Anerkennung zu finden – aber was ich in semesterlangem Bemühen aufgebaut hatte, verdarb mir, unbedachterweise, 1959 mein Freund Lindig wieder. Lindig hatte inzwischen bei Mühlmann promoviert, saß dann aber ohne wissenschaftliche Arbeit da und entwickelte die Idee, ein Wörterbuch der Völkerkunde herauszugeben. Im Kröner-Verlag fand er auch einen Herausgeber. Auf der Suche nach Ko-Autoren wandte er sich zunächst an mich, und ich, obwohl jetzt eigentlich mit der Ausarbeitung meines Feldmaterials beschäftigt, sagte ihm zu. Lindig wandte sich aber auch an Professor Mühlmann – der jedoch zögerte und nur zusagen wollte, wenn er als Herausgeber genannt würde, was dem Verlag nur gelegen kommen konnte. Lindig war verzweifelt: Die Idee stammte von ihm, und das Wörterbuch würde ihm bei seinem Fortkommen helfen. Aber wenn Professor Mühlmann als Herausgeber fungierte, würde für ihn selbst, der doch die ganze Vorarbeit bis jetzt übernommen hatte und wahrscheinlich weiterhin zu übernehmen haben würde, nichts mehr heraussehen. Wie konnte er jetzt dem Herrn Professor eine Absage erteilen, da er ihn doch zuvor so dringend um seine Mitwirkung gebeten hatte? Er kam auf die Idee, mich vorzuschieben: Er würde schon wollen, aber Löffler, den er auch als Mitarbeiter gewonnen hätte und der wichtige Teile übernommen habe, würde dem nicht zustimmen. Mühlmann sagte daraufhin seine Teilnahme wieder ab, war hinfert sauer auf mich und sprach nicht mehr mit mir. Den Grund verriet mir freundlicherweise „Ewe“ Müller. Ich ging daraufhin zu Mühlmann und erklärte ihm, dass Lindig mich bisher gar nicht gefragt habe, ich im Gegenteil sehr froh sein würde, wenn ich unter seiner Leitung weiterarbeiten könne, ja, das nur tun werde, wenn er die Aufgabe des Herausgebers übernehmen würde. Mühlmann akzeptierte dies pro forma, tat aber in der Folge nichts. Ende der Geschichte. Nur: mit meiner Freundschaft mit Herrn Lindig war's auch vorbei. Im Endergebnis tat keiner mehr etwas, und der Verlag gab die Aufgabe schließlich an Professor Hirschberg in Wien weiter.

Was Mühlmann angeht, blieben mir nun allerdings meine Zweifel, ob er mir in Zukunft wieder vertrauen würde. Zudem nahm er 1959 einen Ruf nach Heidelberg auf einen neu geschaffenen Lehrstuhl für Soziologie und Ethnologie an, vertrat sich dort auch gleich selber, während er noch in Mainz war. Im folgenden Semester holte er Müller als ethnologischen Assistenten nach. So blieb ich im Sommersemester 1960 allein in Mainz zurück und harrte der Dinge, die da kommen sollten, mit meinen restlichen Ersparnissen vor mich hinhungernd. Es war, so wollte mir scheinen, eher Zufall, dass Professor Mühlmann (er wohnte, wie schon bisher, in Wiesbaden) mir auf dem Campus wieder begegnete. Er fragte mich, wie es mir ginge, und ich konnte ihm nur antworten: „Schlecht“. Das schien ihn aber gar nicht zu berühren. Dann erzählte er mir, dass man jetzt in Heidelberg die Errichtung eines neuen, interdisziplinären Instituts für Süd- und Südostasien plane, er Mitglied der Kommission sei, und diese jetzt einen Sekretär suche, der die Koordinationsaufgaben übernehmen solle. Er habe zwar an mich gedacht, wisse aber nicht, ob er mir die Stelle anbieten könne. Ich hätte ihn am liebsten vors Schienbein getreten, tat's aber aus Höflichkeit nicht und antwortete statt dessen, dass ich jede Arbeit mit Freuden annehmen würde, ob ich mich bewerben könne? Er meinte, das sei nicht nötig, wenn er mich vorschläge, würde ich auch genommen werden.

Und so verließ ich Mainz und landete im Wintersemester 1960 in Heidelberg als direkt dem Rektor unterstehender Angestellter mit der Aufgabe, dem neu zu gründenden Institut (das später einfach Südasien-Institut, oder kurz SAI, genannt wurde) als Sekretär zu dienen

Nochmals zehn Jahre später hatten sich die Verhältnisse gründlich gewandelt. Ewe Müller war 1969 Professor in Mainz geworden; ich schaffte es 1970, mich zu habilitieren (mit einer Arbeit, in der ich meine alte Vorliebe für Mathematik wieder zum Leben erweckte); Mühlmann ließ sich angesichts der Studentenrevolte vorzeitig pensionieren; ich wurde als Assistent Mitglied der Berufungskommission für seine Nachfolge, erhielt zudem einen Ruf auf eine neue Professur für „allgemeine Ethnologie“ in Zürich und daraufhin sofort einen Rückruf nach Heidelberg als Nachfolger von Mühlmann, der seinen Segen dazu gab, indem er der Kommission bestätigte, dass ich von ihm auch mit „einigen Tropfen soziologischen Öls gesalbt“ worden sei. Ich selbst war allerdings nicht davon überzeugt, dass mich das effektiv als seinen Nachfolger qualifizieren würde und machte die Annahme des Rufes davon abhängig, dass dem Institut noch eine weitere Professur für Soziologie zur Verfügung gestellt würde. Das bedurfte zwar der Zustimmung des Landtages, doch auch der stimmte dieser eher unüblichen Forderung schließlich zu, allerdings nur unter der Bedingung, dass hinfort ein Numerus clausus für Soziologie und Ethnologie eingeführt werde. Das aber traf auf die entschiedene Ablehnung der Studierenden und Assistenten, die sich bemühten, der Stuttgarter Regierung nachzuweisen, dass eine weitere Professur gar nicht nötig sei. Und so blieb ich dann halt in Zürich, um das dortige Institut aufzubauen.

ERINNERUNGEN AN MEINE STUDIENZEIT IN MAINZ 1950-54

Jürgen Zwernemann

Nur durch Zufall und die Umstände der Nachkriegszeit bin ich zur Ethnologie gekommen. Vorgeprägt durch meine Eltern, wollte ich eigentlich Zahnmedizin studieren. Allerdings gab es einen Numerus clausus, und damals wurden zunächst Kriegsteilnehmer und Heimkehrer aus der Gefangenschaft gerade bei der Zulassung zu den medizinischen Fächern bevorzugt. Nachdem mein Versuch gescheitert war, den gewünschten Studienplatz zum Wintersemester 1949/50 zu bekommen, gab mir ein Bekannter den Rat, zunächst zwei Semester Theologie zu studieren und unter dem Vorwand, in die Mission gehen zu wollen, dann zur medizinischen Fakultät zu wechseln. Dieser Weg war von dem Bekannten erfolgreich erprobt worden. Also ließ ich mich zum Sommersemester 1950 in die Evangelisch-Theologische Fakultät in Mainz einschreiben und begann damit ein „Parkstudium“, wie man es damals nannte.

Studenten hatten zwei Jahre nach der Währungsreform normalerweise keinen großen Monatswechsel von den Eltern. Einen staatlichen Zuschuss, wie er später durch das Bundesausbildungsförderungsgesetz eingeführt wurde, gab es nicht, und wir mussten alle Studiengebühren bezahlen. Da war es besonders wichtig, eine günstige Bleibe zu finden. Da mein Bruder damals in Mainz studierte und auf dem Lande wohnte, besorgte er mir ein günstiges Zimmer in dem Dorf Bechtolsheim. Die Bauern standen in jenen Jahren vor der Wahl, entweder einen Studenten oder Flüchtlinge aufzunehmen. Ein Student war immer das kleinere Übel, denn man konnte ihn sich aussuchen und notfalls loswerden, während man Flüchtlinge zugewiesen bekam. Ich hatte ein Zimmer mit voller Verpflegung für fünfzig Deutsche Mark im Monat. Das war ein sagenhaft günstiger Preis. Natürlich kam noch die Monatskarte der Eisenbahn hinzu, für die ich mit Geschwisterrabatt nur zehn Mark bezahlen musste. Meine Eltern konnten mir fünfundsiebzig Mark im Monat sowie die Studiengebühren zur Verfügung stellen; so hatte ich noch fünfzehn Mark „Taschengeld“ übrig, von denen ich alle sonstigen Kosten (Schreibwaren und Bücher sowie kulturelle Veranstaltungen) bezahlen musste. Das war nicht üppig, aber wir waren es gewöhnt, auf alles zu verzichten, was nicht unbedingt lebensnotwendig war. Jeder versuchte, irgendeinen Job zu ergattern, um sich ein Zubrot zu verdienen. Die Studiengebühren konnte man übrigens umgehen, indem man am Ende des Semesters Fleißprüfungen ablegte, die sich auf den gehörten Stoff bezogen. Wenn ich mich recht entsinne, musste man in zwei Fächern Fleißprüfungen bestehen, um im nächsten Semester Gebührenerlass zu bekommen.

Da ich an Sprachen interessiert war, belegte ich gleich im ersten Semester einen Hebräisch-Kurs und machte am Anfang des folgenden Semesters auch mein Hebraicum. Mein Lehrer war Eugen Ludwig Rapp (1904-77), der als ehemaliger Missionar starke afrikanistische Interessen hatte und die Afrikanistik im Rahmen des Seminars für Orientalistik vertrat. In meinem ersten Semester bot er Swahili an, das ich ebenfalls bei ihm hörte. Dort waren wir nur drei Studenten, so dass Rapp

VMZ 025/22

MAINZER BEITRÄGE ZUR AFRIKAFORSCHUNG

Band 14

Herausgegeben von

Thomas Bierschenk, Anna-Maria Brandstetter,
Raimund Kastenholz, Matthias Krings, Carola Lentz

60 Jahre Institut für Ethnologie und Afrikastudien
Ein Geburtstagsbuch

herausgegeben von

Anna-Maria Brandstetter und Carola Lentz

Völkerkundemuseum
der Universität Zürich
Bibliothek
Pelikanstrasse 40, 8001 Zürich



RÜDIGER KÖPPE VERLAG · KÖLN

VMZ 2014/105
Dreier, Duisburg

© Fotos auf dem Umschlag:

Privat, Frobenius-Institut in Frankfurt am Main und Fotoarchiv des
Instituts für Ethnologie und Afrikastudien

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-10: 3-89645-814-0

ISBN-13: 978-3-89645-814-8

© 2006

RÜDIGER KÖPPE VERLAG

Postfach 45 06 43

D – 50881 Köln

www.koeppe.de

Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung: DIP-Digital-Print, Witten

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.
Printed on acid-free paper which falls within the guidelines of the
ANSI to ensure permanence and durability.

S + A 5349158

INHALT

<i>Anna-Maria Brandstetter und Carola Lentz</i> Einleitung	7
Chronik	13
<i>Irmtraud Stellrecht</i> Feldforschung als Erfahrung. Adolf Friedrich und Karl Jettmar in Nordpakistan	23
<i>Georg Buddruss und Peter Snoy</i> Die Deutsche Hindukusch-Expedition (DHE) 1955-56	49
<i>Horst Nachtigall</i> „Der erste Student der Völkerkunde“	61
<i>Ernst Wilhelm Müller</i> Reminiszenzen eines Betroffenen	63
<i>Zusammengestellt von Anna-Maria Brandstetter</i> Erika Sulzmann zwischen Mainz und Kongo	87
<i>Lorenz G. Löffler</i> Die fünfziger Jahre. Erinnerungen an meine Erlebnisse 1950-60	97
<i>Jürgen Zwernemann</i> Erinnerungen an meine Studienzeit in Mainz 1950-54	119
<i>Christraud Geary</i> Sommersemester 1966 in Mainz	127
<i>Signe Seiler</i> Erika Sulzmann räumt auf. Erinnerungen an die 1960er und 1970er Jahre	131
<i>Raimund Kastenholz</i> Afrikanische Sprachen, Afrikanistik, Afrikanische Philologie	135
<i>Thomas Geider</i> Janheinz Jahn als Vermittler afrikanischer Literatur in den deutschen Sprachraum und die Weltliteratur	141
<i>Anja Oed</i> Literaturen in afrikanischen Sprachen und die Jahn-Bibliothek für afrikanische Literaturen	163
<i>Alfons M. Dauer</i> Dauer und die Ethnologie in Mainz. Wie alles so kam	179
<i>Christoph Klein</i> Blues en bloc	191